

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 38

Artikel: Der Schuss in Genf
Autor: Graber, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schützen. Militärische Disziplin herrschte von nun an in Sutters Fort. Das Tor — in der Südmauer — war beständig bewacht. Während der Nacht wurde jede halbe Stunde, wenn das Sandglas abgelaufen war, eine Glocke angeschlagen, und der diensttuende Soldat rief, so daß Sutter es hörte: «Alles gut!»

Bis die äußere Schutzmauer fertig war, schonte Sutter seine eigenen Hände nicht und formte Adobeziegel in Gesellschaft seiner Kanaken und Indianer, so oft seine zahlreichen andern Pflichten ihm eine Stunde Zeit übrig ließen. Sein eigener Arbeitstag fing gewöhnlich morgens um vier Uhr an. Bei Sonnenaufgang wurde Tagwacht geschlagen, und dann ging, mit Ausnahme der Mittagsmahlzeit und der Siesta an heißen Sommertagen, die Arbeit bis Sonnenuntergang weiter. Nach dem Abendbrot aber warteten noch weitere Pflichten auf den unermüdeten Herrn von Neu-Helvetien. Es galt, den nächsten Tag vorzubereiten. Briefe zu schreiben: dringende Bitten um Materialien zum Bau des Forts, um Werkzeuge, Proviant und hundert andere Dinge. Den vielen unbequemen Mahnern mußte Hoffnung auf baldige Bezahlung gemacht werden. Entschuldigungen mußten gefunden und Erklärungen gegeben werden, wenn er nicht zahlen konnte. Und so flackerte in mancher späten Nacht die Kerze nervös auf ihres Herren Tisch, zur Begleitung der kratzenden Feder, der in regelmäßigen Abständen ertönenden Glockenschläge und der ziemlich ironischen Wachrufe: «Alles gut!»

Der Bau des Forts war eines der drei Ereignisse, die den Unmut der Kalifornier rasch zum Sieden brachten.

Dann schürte ein weiterer Vorfall das schon zur Genüge angefachte Feuer feindlicher Gesinnung. Es fügte sich nämlich, daß der Beginn der Befestigungen in Neu-Helvetien mit dem Anfang der amerikanischen Masseneinwanderung zusammenfiel. Mitte Oktober kamen mit der schon erwähnten Forschungsgesellschaft unter Leutnant Emmons drei amerikanische Familien samt Frauen und Kindern aus Oregon. Zwei Wochen später erschien ein einzelner Mann direkt aus Missouri.

Er war der Vorbote einer Auswanderergesellschaft, der nach ihrem Führer genannten Bartleson-Gesellschaft, welche etwa dreißig Mitglieder zählte und am 4. November John Marsh Farm erreichte. Zur selben Zeit langte eine andere amerikanische Auswanderergesellschaft über eine südliche Route in Los Angeles an.

Sutter strengte sich an, möglichst viele dieser Ankömmlinge in seine Siedlung zu ziehen. «Ich habe genug zu tun für 60 bis 80 Mann», schrieb er an John Marsh. Sechzig oder achtzig Mann galten damals als eine kleine Armee. Insgesamt aber waren in diesem Jahr etwa zweihundert Einwanderer in Kalifornien eingetroffen. Und Sutters Fort war groß genug angelegt, um tausend Mann unterzubringen! Der Gedanke an solche Massen allein genügte, um Kalifornien zum Schaudern zu bringen!

Noch viel bedrohlicher aber als solche Zahlen war ein anderer Umstand, der durch diese Ereignisse ins Scheinwerflicht des öffentlichen Bewußtseins gerückt wurde. Die Kalifornier entdeckten nun plötzlich, daß Sutter zufällig, intuitiv, oder absichtlich für sein Fort den wichtigsten strategischen Punkt des Hinterlandes ausgewählt hatte! Auch keiner der fremden Besucher konnte sich eines Kommentars über diesen Tatbestand enthalten.

Sutters Fort erwies sich als der Riegel vor dem Innern Kaliforniens; der Knotenpunkt wichtigster Routen; ein Schloß im ursprünglichen Sinn des Wortes. Und als solches hatte es bereits das Augenmerk gieriger Mächte auf sich gezogen. So hatte sich hier mit dramatischer Zugespitztheit eine Situation herausgebildet, die weit mehr umfaßte, als Sutter sich wahrscheinlich in seinen ehrgeizigsten Augenblicken hatte träumen lassen. All das war himmelweit entfernt von dem Tuchladen in der fernen Schweiz! Aber wenn auch diese Situation nur teilweise von Sutter selbst herbeigeführt worden war, das Machtgefühl, das er daraus zog, war deswegen nicht weniger berauschend. Er saß jetzt so fest auf hohem Roß, daß er nicht daran zweifelte, nötigenfalls zwei Tiere

zugleich reiten zu können, — selbst wenn das eine davon ein Elefant sein sollte.

Und als ihm der Elefant angeboten wurde, kaufte er ihn auch unverzüglich!

Dieser Kauf war das letzte der aufregenden Ereignisse, welche die Erbitterung im Lande aufs Äußerste trieben. Für die Kalifornier war er ein noch größerer Schimpf als der Bau des Fortes Neu-Helvetien. Für Sutter aber wurde er eine unsägliche Last; eben das, was man im Englischen eine *white elephant* nennt: ein nutzloses, erdrückend kostspieliges Schaustück.

7. Der Weiße Elefant

Er hieß Roß und Bodega. Diese südlichsten der Siedlungen von Russisch-Amerika hatte seit Jahren so viel Geld verschlungen, daß der Zar in St. Petersburg schließlich einen Ukas unterzeichnete, welcher die Liquidierung der Kolonie befahl.

Die Hudson's Bay Kompanie, welcher sie zuerst angetragen wurde, lehnte sie ab. Dann wurde sie Sutter angeboten. Da er aber nur geneigt war, den Viehbestand und die fahrende Habe der Russen zu übernehmen, wurde sein Angebot abgewiesen. Das war für Sutter eine unerwartete und unliebsame Wendung, die ihn innerlich würgte.

Während der letzten Julitage 1841 erschien dann der russische Agent, Peter Kostromitinoff, plötzlich bei dem Mann, der wohl die russischen Eindringlinge am gründlichsten haßte: Vallejo in Sonoma. Der Kommandant lag eben schwer krank zu Bett. Doch als Bringer froher Botschaft wirkte der russische Unterhändler wahre Wunder. «Seine Ankunft war viel heilsamere Medizin, als alle Wissenschaft von Aeskulap, Hippocrates und Gallian zusammen», berichtete Vallejo triumphierend Alvarado. Nur den verhaßten Russen gegenüber gelang es diesen beiden, gemeinsame Front zu machen.

(Fortsetzung folgt)

Der Schuß in Genf

VON ALFRED GRABER

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, muß ich gleich im vornherein erklären, daß meine Geschichte nichts mit dem Völkerbund zu tun hat. Im Völkerbund wird nicht geschossen. Dort hält man auf Formen. Auch enthronete Herrscher werden freundlich empfangen und höflich entlassen. Geschossen wird dann nur außerhalb von Genf.

Bei meiner Geschichte spielt ein Revolver eine bedeutende Rolle; aber es handelt sich bei dieser Schußgeschichte um einen Schuß, der nicht abgegeben wurde, der also gleichsam im Laufe stecken blieb. Gott sei Dank. Für mich hatte das mysteriöse Abenteuer, das ich erlebte, gar nichts Kriminelles an sich, es war nur recht merkwürdig in den Zufälligkeiten, die mitspielten. Der Gegenpartie aber mußten die Ereignisse höchst verdächtig und kriminell erscheinen: und ich war dabei der Verbrecher. —

Es war vor etlichen Jahren während des Genfer Automobilsalons. Damals interessierte mich eine solche Schau noch über die Maßen. Ich wußte noch nicht, wie eigentlich ratlos man von einer solchen Autoschau heimkehrt, falls man, wie ich es damals im Sinne hatte, einen Wagen kaufen wollte. Der Kopf wurde zum wirbelnden Tumfeld all der Motoren und Karosserien, all der Farben und Leistungskurven, die man zu sehen bekam. Und das Ende war eine gelinde Verzweiflung und das Festhalten an meinem alten, unscheinbaren Vehikel.

Unterwegs auf der Fahrt nach Genf hatte ich eine Panne, einen ärgerlichen Federbruch, der unbedingt repariert sein mußte. Das nahm eine gute Zeit in Anspruch, und so war Mitternacht schon vorbei, als ich in der von Menschen überfüllten Völkerbundsstadt eintraf. Aber ich hatte ja vorsichtigerweise ein Hotelzimmer bestellt. Ich fuhr vor, und der Concierge drückte mir mit bedauernden Worten zwei Schlüssel in die Hand:

«Sie begreifen, im Hotel ist natürlich kein Platz mehr bei dem Andrang. Aber ich habe da in einer Privatwohnung ein schönes Zimmer für Sie. Sie werden staunen. Wenn Sie durch die Rue de l'Étoile über die Place de l'Ypsilon fahren, dann kommen Sie an die Avenue de Zet. Dort ist es im fünften Stock der Nummer 113. Zu Ihrer Orientierung: Wenn Sie eintreten, dann ist Ihr Zimmer das, dessen Tür offengelassen wurde. Die Leute, das verstehen Sie ja, werden schon längst schlafen.»

Was blieb mir auch anderes übrig, als mich wieder in den Wagen zu setzen und halb wachend, halb träumend zur genannten Straße zu fahren. Ich hielt unten an der Nummer 113 der Avenue de Zet, schloß den Wagen ab, nahm meinen Koffer und trat durch die Haustür. Sie

war merkwürdigerweise unverschlossen. Aha, ein gutes Omen, dachte ich mir. Aber der Lift war außer Funktion, was meine Laune gleich wieder herunterschraubte. Endlich erreichte ich den fünften Stock, drehte den Schlüssel im Schloß und stand in einem breiten Wohnkorridor. Ich hängte meinen Hut an den Kleiderhaken, und fast hätte ich ein Liedchen gesummt aus Freude darüber, daß mein langes Tagewerk nun sein Ende habe; aber ich wollte die guten Leute nicht stören. Zwei Zimmertüren standen offen. Man ließ mir offensichtlich die Wahl.

Nein, der erste Raum, den ich mir beschaute, war es wohl nicht. Ich sah da ein nüchternes Wohnzimmer mit ein paar Serienmöbeln, mit ein paar billigen Farbdrukken an der Wand und einem unbequemen Sofa in einer Ecke. Nirgends ein Schlafdiwan, geschweige denn ein Bett.

Nun wandte ich mich zur andern offenstehenden Tür. Sie führte mich stracks in die Küche. Mein Gesicht hatte sicherlich keinen sehr geistreichen Ausdruck. Ich war ratlos, fluchte vor mich hin und spürte meine Müdigkeit doppelt. Können denn die Leute nicht etwas aufmerksamer sein, wenn sie schon Zimmer vermieten wollen? Hinter welcher der geschlossenen Türen mochte meine sehnlichst herbeigewünschte Ruhestätte liegen?

Da hörte ich plötzlich hinter mir ein leises Geräusch. Ich drehte mich blitzschnell um, und schon sah ich eine Männergestalt im Pyjama, die einen Revolver auf mich richtete. Dann ertönte der Ruf, den wir aus Kriminalgeschichten kennen: «Hände hoch!»

Ich bitte Sie, was täten Sie wohl in einer solchen Situation? Wahrscheinlich das gleiche wie ich. Ich hob gehorsam beide Hände in die Luft und kam mir dabei höchst lächerlich und unbehaglich vor.

Dennoch nahm ich allerhand Begleitumstände wahr. Etwa, daß der Mann gar nicht allein war, sondern hinten umklammert von einer Frau mit aufgelösten Haaren und wachsblichem Gesicht. Sie schrie hysterisch:

«Einbrecher! Einbrecher!»

Wahrhaftig eine gemüthliche Situation.

«Was suchen Sie hier, wer sind Sie...?»

Ja, was suche ich hier? Ein Bett, Schlaf. Aber ich hatte da scheinbar nichts zu suchen. Sicherlich war ich an einem ganz falschen Ort, und ich verwünschte das Hotel und den Schlüssel, der mir nur allzu gutwillig eine fremde Tür geöffnet hatte.

Ich war mir gar nicht im klaren, wie ich es anstellen sollte, um mein Gegenüber zu überreden, den Revolver zu senken, der mir immer noch entgegenstarrte. Wie

sollte ich es tun? Nun, vielleicht läßt er mich reden. Ich fühlte instinktiv, daß das die Rettung wäre. Und wie ich merkte, daß ich wirklich über ein paar Sätze hinauskam, ohne daß der Mann schoß oder mich unterbrach, da bekam ich Mut und erzählte umständlich eine lange Geschichte meiner Reise, meiner Autopanne, des Hotels und des Schlüssels. Nur ja keine Pause machen. Und als ich schließlich erschöpft innehielt, wies ich auf meinen Koffer, der friedlich in der Ecke stand, und auf meinen Hut, der am Kleiderhaken prangte zum Beweis meiner Harmlosigkeit und meiner Unschuld.

Und siehe, das kleine schwarze Ding in der Hand meines Gegenüber hatte sich gegen den Boden gesenkt. Das war immerhin etwas. Aber der Wohnungsinhaber blieb gleichwohl mißtrauisch und herrschte mich an:

«Das kann jeder sagen; ich soll Ihnen das glauben? Sie sind tatsächlich in der Avenue de Zet im fünften Stock der Nummer 113. Zeigen Sie einmal den Schlüssel her.» Ich gab ihn.

«Meine sehen anders aus. Daß der bei mir paßt, das muß ich meinem Hausmeister melden. Vielleicht versuchen Sie Ihr Glück noch in einem andern Stock», meinte er höhnisch lauernd. Ich schüttelte den Kopf, ich hatte genug.

«Aber nun verschwinden Sie so rasch als nur möglich. Sie wissen doch, daß ich Sie ohne weiteres hätte über den Haufen schießen können wegen Hausfriedensbruch.»

Ich nickte. Ich wußte es wohl. Und ich dankte dem erbosten Manne, daß er es nicht getan hatte. Ich nahm meinen Koffer, murmelte eine Entschuldigung und ging.

Als ich fünf Treppen unten war und die frische Nachtluft spürte, da merkte ich, daß ich in der Eile meinen Hut vergessen hatte. Was sollte ich tun? Ich wollte meinen Hut wieder haben. Und so stieg ich nochmals die fünf Treppen aufwärts und läutete. Man kann sich die Blicke ausmalen, unter denen ich zum Kleiderhaken schlich und mich wieder davonmachte. Aber hätten Sie nicht gleich mir gehandelt und den Hut wieder geholt, um auch wirklich nicht die geringste Spur des peinlichen Besuches zurückzulassen?

Ich fuhr wieder zum Hotel und schimpfte. Der Concierge überprüfte seine Notizen. Und siehe da, es war Nummer 13, die ich hätte aufsuchen sollen. Aber dorthin wollte ich nicht mehr allein gehen. Ich bat mir die Beigabe eines handfesten Begleiters aus.

Alles stimmte diesmal. Ich konnte mein müdes Haupt sorglos in einem weichen Bett niederlegen. Es war zu schön. In meinen ersten Schlummer hinein aber hörte ich die Hähne krähen.